

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 37

Artikel: Ein Kriminalfall : Akte No. 275
Autor: Wetsch, A.U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EIN KRIMINALFALL

AKTE NO. 275

VON A. U. WETSCH

4. Fortsetzung und Schluss.

Die Untersuchungen, wenn man sie der Reihenfolge nach bezeichnet, wie sie vorgenommen wurden, beschränkten sich also zunächst auf die Feststellung der Zahlungen an den oder die Erpresser und die Ermittlung ihres Standortes, von dem aus die Erpressung vorgenommen wurde.

Inzwischen war die reguläre Arbeitszeit des Tages zu Ende gegangen und ohne Rücksicht darauf mußten unsere Forderungen weitergehen. Ich ließ nicht locker. Wir untersuchten genau die monatlichen Bezüge der Toten, ihren Verdienst, stellten fest, daß sie sogar über ein Sparsbuch verfügte, das wir auf Grund besonderer Vollmacht noch nach Bureau schluß von der Bank zur Einsicht erhielten. Die genauen Vergleiche ließen aber eine ständige Zahlung oder regelmäßige Leistungen nicht erkennen, auch waren besonders auffallende Entnahmen nicht vorhanden. Den einzigen größeren Posten bildete der Ausgleich einer Rechnung für die Aussteuer, die wir noch im Laufe des Abends beim Lieferanten einwandfrei in der Gegenbuchung feststellen konnten. Die ganze Arbeit verlief ohne Resultat, so daß wir die Theorie und Hypothese, es könnte sich um eine Erpresseraffäre handeln, die eben durch die erwiesenen Tatsachen nicht zu stützen war, fallen lassen mußten.

Dadurch blieb uns noch der zweite Fragenkomplex zu untersuchen, der der ethischen Hemmungen. Wodurch waren diese möglich? In Zusammenhang mit dem männlichen Geschlecht blieb nur die einfache Erklärung übrig: Liebhaber oder Bräutigam?

Aus den Protokollen ging einwandfrei hervor, daß der Bräutigam am Samstagnachmittag bei der Tante der Toten gewesen war, um sich bei dieser über das Verhalten des Mädchens zu beklagen. Also kam er als Täter nicht in Frage, umso mehr, als die Mordkommission den Eintritt des Todes in dem Zeitpunkt, in welchem die Uhr stehen geblieben war, angenommen hatte. Die weitere Ermittlung mußte noch im Laufe der Nacht sich auf die Auffindung eines Liebhabers beschränken, dem höchstwahrscheinlich die Tat zur Last fiel.

Sie können sich nun vorstellen, wie das Uhrwerk, ich meine damit unser enormer Apparat, weiter gearbeitet hat. Ein Liebhaber mußte unbedingt her, denn ohne Täter ist ein Mord nicht denkbar.

Von neun Uhr abends bis um fünf Uhr früh habe ich am Telephon und hier im Bureau die einlaufenden Berichte zusammen mit den anderen Beamten entgegengenommen und diese mit meinen Mitarbeitern durchgearbeitet. Jede auch geringste Spur wurde verfolgt.

Da wurde uns durch einen Beamten noch eine wichtige Meldung überbracht. Ein hiesiger Waffenhändler habe erklärt, ihm sei vor einiger Zeit eine ähnliche Waffe, wie diese es war, mit welcher der Mord verübt wurde, angeboten worden. Das Verkaufsangebot erfolgte höchstwahrscheinlich auf das Durchsichern der Vorschritt hin, daß Ausländer alle in ihrem Besitz befindlichen Waffen abgeben müßten.

Für uns bedeutete diese Nachricht — Gold und versprach wenigstens die Möglichkeit einer richtigen Spur, die zwar nicht leicht zu verfolgen war, aber immerhin eine Chance bot, die unter allen Umständen voll ausgenützt werden mußte.

Nach der dürftigen Beschreibung, die uns der Waffenhändler gegeben hatte, wurde ein Beamter der Fremdenpolizei auf Pikett gestellt, um das Register der ausländischen Studenten in allen Teilen durchzuarbeiten. Alle in Frage kommenden Ausländer wurden noch in der Nacht auf den Posten zitiert und es schien doch ein Hoffnungsstrahl in das Düstere dieses Dramas zu gelangen, da nach den Feststellungen in den letzten 14 Tagen keine Abmeldungen stattgefunden hatten. Demnach mußten wir, immer gestützt auf die Angaben des Waffenhändlers, den Betreffenden, dem vielleicht die Waffe gehörte, doch noch zu Gesicht bekommen.

Sie machen sich keinen Begriff, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, denn es war anzunehmen, daß der Eigentümer die Waffe niemals als Eigentum anerkennen würde, denn mit der Bestätigung des Eigentums mußte er logischerweise auch mit dem Mord in Verbindung gebracht werden. Es mußte also eine Verhörsordnung, oder, wie soll ich mich ausdrücken, ein System aufgestellt werden, das uns bei den Verhören Nutzen bringen sollte, aber dem Verdächtigen oder Täter in keiner Weise einen Fingerzeig geben durfte, daß es sich hier um eine Mordsache handle, in welcher die betreffende Waffe die Hauptrolle spielte. Das Resultat war aber gleich Null.

Der Waffenhändler hatte ca. 10 Ausländer aus der großen Zahl, die wir ihm in unauffälliger Weise vor die Augen führten, als diejenigen bezeichnet, die eventuell als Verkäufer der betreffenden Waffe in Frage kämen. Um fünf Uhr morgens raffte ich mich zu einem waghalsigen Entschluß auf. Ich ließ alle vorgehenden Studenten im Wartezimmer versammeln und machte sie aufmerksam, daß wir ihnen einen Herrn unauffällig zeigen werden und wer diesen Herrn kennt, der soll sich einfach und unauffällig beim Detektiv melden, dem die Überwachung zustand.

Mein Gedankengang war folgender. Die Waffe als solche durfte ich nicht zeigen; auch durfte ich die Photographie der toten Martha Gauß nicht in Erscheinung treten lassen, weil ich Angst hatte, dadurch den zu warnen, der als Verdächtiger oder Täter in Frage kam. Also mußte ich einen Weg suchen, der mir die betreffende Person ohne irgendwelchen Verdacht zuführte. Ich dachte mir, wer mit dem Fräulein befreundet war, wird wohl auch den Bräutigam kennen müssen und wenn auch nur dem Namen nach; also, dachte ich weiter, werde ich den Bräutigam den Herren mit seinem Namen unauffällig zeigen, und wer diesen dann irgendwie erkennt oder als bekannt bezeichnet, wird sich melden, — harmlos, vielleicht um der Polizei einen Dienst zu erweisen und sich durch eine solche Geste selbst zu decken. Dadurch aber mußte er unbedingt seine Beziehung zur Martha Gauß offenbaren.

Sie dürfen nicht darüber lächeln, wir arbeiten nicht immer mit Bluff oder gestellten Tatsachen, die nach etwas Theater

aussehen, aber wenn sie bedenken, daß wir die Nacht durchgearbeitet hatten, so war jedes gebotene Mittel recht.

Wir holten also den Drogisten am frühen Morgen aus dem Bett und ließen ihn im Dienstzimmer als verstecktes Schauobjekt mit Bor- und Zunamen durch die Studenten einzeln begucken.

Und denken Sie, es kam wie vom Himmel. Einer von denen, auf den auch zum Teil die Beschreibung des Waffenhändlers paßte, meldete sich beim Beamten, daß er den Drogisten gut kenne.

Der Referent kam in Schwung, ließ den Betreffenden in unser Bureau, das wir als eine Art Zentralstelle für die Nacht eingerichtet hatten, kommen und schoß wie ein Raubvogel auf den Ahnungslosen. Er hatte die Mordwaffe in der Hand und in der Absicht, dem Verdächtigen keine Überlegungssekunde zu gönnen, wollte er durch Überrumpelung das Endergebnis festsetzen.

„Gehört die Waffe Ihnen?“ fragte er in scharfem und rauhem Ton, ja oder nein? Dabei hielt er auf der flachen Hand, die er gegen den Betreffenden ausgestreckt hatte, die Mordwaffe entgegen. Zu unserem Erstaunen antwortete der Student unbefangen und ganz ruhig: „Lassen Sie sie mal sehen“, er beguckte den Revolver von allen Seiten und sagte gelassen, „ja, die Waffe gehört mir.“

Wir waren alle wie gelähmt. Ein Wunder schien vom Himmel gefallen zu sein, die Nacht, die uns unendlich schien und die Arbeit, welche sich schon ins Lächerliche verzerrt hatte, wandelte sich gleich Bildern in einem bunten Kaleidoskop.

„Sie geben zu, daß die Waffe Ihnen gehört?“ fragte nochmals der Referent, der sich plötzlich zu einem ungläubigen Thomas zu verwandeln schien. „Mensch, wissen Sie, was Sie da sagen?“

„Natürlich weiß ich das, ich bin ein recht armer Student und muß auf jeden Kappen sehen und das Delikt, welches damit verbunden ist, wird in den Folgen höchstwahrscheinlich nicht unerträglich sein“, sagte er ruhig, als ob es sich handeln würde, im juristischen Seminar einen Paragraphen zu erklären.

Wir waren einfach platt. Da stand nun ein Mann, den wir solange gesucht hatten, dessen Existenz wir mit allen kriminologischen Mitteln zu beweisen trachteten, den wir durch hyperkombinatorische Fragen gequetscht und verhört hatten, stand wirklich da und gab auf die einfache Frage eine einfache Antwort und sprach sogar, ohne daß wir ihn danach gefragt haben, vom Delikt und seinen Folgen.

„Ich erkläre Sie als verhaftet“, sagte nach längerer Pause der Referent und stellte sich in Possitur.

„Als verhaftet?“ fragte der Student erstaunt, insofern mich meine Kenntnisse nicht trügen, können Sie mich deswegen gar nicht verhaften, Sie können mich höchstens durch den Richter zu einer Buße verurteilen lassen, aber nicht mehr. Eine böse Absicht lag bei mir um Gotteswillen nicht zu Grunde.“

„Was erzählen Sie da?“ fragte der Referent barsch, keine böse Absicht? Sie plädieren auf Buße und spielen den großen Herrn? Und was ist das?“ dabei zeigte er auf die Waffe, die er inzwischen auf den Tisch gestellt hatte, „ist das nicht ein Korpus delicti?“

„Natürlich ist es“, sagte der Student verlegen, „aber Sie müssen mich doch verstehen, ich wollte die Waffe auf eine rentablere Art los werden, als sie gratis der Polizei abzugeben. Der Waffenhändler offerierte mir Fr. 5.— und das ist wirklich kein Preis für ein solches Stück, für das ich in Belgien 45 Schweizer Franken bezahlt habe. Ich hörte von der bevorstehenden Vorschrift der Waffenablieferung und wollte die Waffe in Geld umsetzen, für das können Sie mich nicht verhaften, oder?“

Es schien, als ob wir diesen Morgen aus den Wundern nicht hinauskommen sollten. Die Fragerei und Untersuchung

begann von neuem. Der arme Student wurde nochmals gründlich vorgenommen und in kurzer Zeit stellte sich heraus, daß er Martha Gauß oberflächlich gekannt habe und wußte, daß sie die Braut des Drogisten war.

Er kannte den Drogisten noch von früher her, bei dem er gewöhnlich verschiedene Öle und Fette regelmäßig kaufte, die er, wie er angab, zur Restaurierung und Reinigung von Delbildern benötigte. Damit verdiente er sich einen guten Baßen Geld für sein Studium. Er gab auch an, daß an dem betreffenden Samstag Martha Gauß im Auftrage des Drogisten bei ihm war und den Revolver abholte, da der Drogist die Absicht hatte, die Waffe zu kaufen. Dies hatte er einige Tage zuvor mit dem Studenten abgemacht, mit der Bedingung, die Waffe zuerst ausprobieren zu dürfen. An dem Samstag, als er die Waffe der Fräulein Gauß aushändigte, bestätigte ihm das Fräulein, daß ihr Bräutigam die Waffe im Walde ausprobieren wolle; er habe sie aber ersucht, wegen der Polizei nichts verlauten zu lassen, die ihm wegen unerlaubten Schießens im Walde eine Buße aufpelzen könnte.

Nun schien es nach all dem, daß das Fräulein dem Studenten mehr gesagt hatte, als es ihrem Bräutigam lieb war und das, was wir nach gründlicher Überprüfung der Dinge erfahren, genügte vollkommen.

Inzwischen saß der Drogist im Wartezimmer und harrete ahnungslos seiner Einvernahme.

„Hatte sie der Drogist ermordet?“ platzte ich mit der Frage wie aus heiterem Himmel heraus.

„Ja“, sagte der Kommissar einfach, „er hat sie ermordet.“ Das Resultat lag offen da und es schnappten weder rasselnde Handschellen noch lief ein verwegener Kommissar mit den Beamten in der Stadt herum, um den Schuldigen zu stellen — der Schuldige kam allein . . .“

„Ja, aber wie ist das möglich? Sie sagten doch selber, er hatte ein Alibi für die Zeit des Mordes“, entgegnete ich ganz konsterniert.

„Es ist möglich. Ich will mich nicht rühmen gescheiter zu sein, als die anderen, aber als ich den Tatbestand zur Kenntnis nahm, da war mir neben der Stellung der Leiche, die Herkunft der Waffe, und die Uhr, wie Ihnen das bekannt ist, ein wichtiger Richtungsanzeiger. Ich fragte mich ununterbrochen, nachdem festgestellt wurde, daß die Uhr an keinem Objekt beim Fallen zerbrechen konnte, welchen Sinn verfolgte der Täter mit dem Zerbrechen des Uhrglases? Trotz eifrigen Forschens ergab sich immer wieder die Antwort — er wollte etwas ganz Besonderes hervorheben, das als wichtige Tatsache angenommen werden mußte. Die einzige Tatsache blieb aber die Zeit — 5 Uhr. Die sollte scheinbar als Mordzeitpunkt suggeriert werden. Wenn also diese Annahme stimmte, oder besser gesagt, wenn diese Unterstellung den Tatsachen entsprach, dann hatte sich der Täter für diese Zeitspanne offensichtlich gedeckt. Dadurch erhielt ich einen Fingerzeig — einfach nachzuspüren, wer von den Beteiligten ein ausgesprochenes Alibi für die Zeit Samstag um 5 Uhr nachmittags besaß. Und aus der allgemeinen Auslese hatte nur eine einzige Person — der Drogist — durch den Besuch bei der Tante der Toten, einen evidenten Beweis seiner Unschuld. Die Tatsache, die ihn schützen sollte, verwandelte sich ins Gegenteil, sie wies gerade auf ihn allein.“

Auf Grund dieser Schlußfolgerung konnte ich natürlich nicht einfach eine Verhaftung vornehmen und die Handschellen blitzschnell klirren lassen, wie sich das unsere Phantasten vorstellen, sondern ich mußte greifbare Beweise haben, denn es konnte auch ein Fingerzeig des Täters sein, den Bräutigam in dieser Weise zu belasten.

Inzwischen hatte sich durch die Herkunft der Waffe alles andere ergeben. Der Drogist traf sich um 2 Uhr mit dem Fräulein im Walde, ließ sich die geladene Waffe geben und schoß ihr aus unmittelbarer Nähe in den Kopf. Da sie nebeneinander

auf dem Baumstamm gefessen hatten, mußte er sie nach hinten stoßen, um zu vermeiden, daß die Leiche auf seine Seite zu liegen kam. Darauf stellte er die Uhr auf 5 Uhr ein und zertrümmerte mit dem Taschmesserknäuel das Uhrglas, wodurch die beiden Zeiger blockiert und sofort stehen geblieben waren. Aus meinen Schilderungen mag Ihnen vorgeschwebt haben, der Täter habe das Schwergewicht seiner Handlung auf das Uhrglas verlegt, das entspricht aber nicht den Tatsachen, sein Wunsch lag in erster Linie in der Blockierung der Zeiger auf der bestimmten Stunde, die er für seinen Plan sorgfältig ausgewählt hatte. Die Zeiger aber konnte er nicht anders blockieren, ohne besonders Verdacht zu erregen, als durch das Zerschlagen des Uhrglases. Sein Pech war natürlich, daß das Objekt im Graben, an dem sich die Uhr hätte zerschlagen können, gefehlt hatte . . .

Die Untersuchung ergab dann noch, daß das Hinausschieben der Eheverbindung nicht auf Marthas Verlangen geschah, sondern auf perfide Machinationen des Bräutigams zurückzuführen war, der mit einem andern Mädchen außerhalb der Stadt noch ein Verhältnis unterhielt, das nicht ganz ohne Folgen geblieben war. Dadurch geriet er in eine höchst unbequeme Zwischmühle. Auf der einen Seite drängte die Braut zur Ehe, auf der anderen bedrängte ihn seine Freundin mit der Vaterchaftsklage, falls er sie nicht heiraten sollte.

Martha mußte von irgend einer Seite etwas über diese Situation erfahren haben und fühlte sich in ihrem Innern bekümmert, bewegt und betrogen. Sie glaubte aber immer noch an die Anständigkeit ihres Bräutigams und vermied es, ihm offene Szenen zu machen. Im Walde aber kam es zur Aussprache. Hätte sich Martha dort nachgiebig gezeigt und auf die Ehe verzichtet, so würde sie heute noch leben und kein Mensch hätte eine Ahnung gehabt, daß der Drogist im Hinterhalt mit Mordgedanken ausgerüstet zum Rendez-vous gekommen war.

Leider kam es anders. Martha blieb fest und drohte. Dem Bräutigam schien kein Ausweg so sicher, als sein Instinkt und seine eingebilddete Überschaubarkeit, die ihm schlußendlich das Genick gebrochen hat.“

„Was wäre da noch zu erwähnen?“ meinte der Kommissar, „ja richtig, an seinen Hosensack fand man die grünen Moosflecken vom Baumstamm, die gleichen, wie sie auf dem Kleide Marthas festgestellt wurden. Trotz der Säuberungsaktion konnten sie einwandfrei und leicht nachgewiesen werden, was eigentlich die wenigstens Menschen wissen. Solche Moosflecke sind sehr schwer zu entfernen und lassen sich chemisch, auch wenn sie noch so klein sind, beweisen. Das sollte man sich eigentlich merken“, sagte er schelmisch lächelnd, als ob er mich vor irgend etwas warnen wollte . . .

Zum Abschied begleitete er mich bis zur Türe seines Bureau und beim freundschaftlichen Händedrücker sagte er mir mit vernehmlicher Miene:

„Ich habe eine kleine Bitte an Sie. Wenn Sie nun wieder das bürgerliche Pflaster betreten, so lassen sie ihr Wissen nicht überall ausstrahlen. Das, was ich Ihnen gesagt habe, daß alles zusammen keine Hererei war, daß es keine blitzschnellen Griffe und kein wohlklingendes Klirren der Handschellen gab — das bitte behalten Sie für sich. Lassen wir den Leuten die Illusionen über ihren fixen Kommissar, denn jedes Tierchen sieht sein Plättchen, so ist es auch mit den Menschen . . . damit gab er mir einen leichten Klaps auf die Schulter und spedierte mich hinaus.

Im Vorzimmer traf ich noch den Diensthabenden, der die restlichen Akte des Falles Nr. 275 bereit hielt, um sie dann mit den Unterlagen, die sich beim Kommissar befanden, zusammen endgültig und abgeschlossen ins Archiv zu bringen.

— S C H L U ß —

Die Schöne — Die Begehrte

Es wird Freunden nachgerühmt, nichts könne die Freundschaft trennen, es sei denn, sie heirateten. Aber selbst auch dann kann nur von einer vorübergehenden „Distanzierung infolge anderweitiger Inanspruchnahme“ die Rede sein. Das Herz schlägt also immer für den Freund. Mädchenfreundschaften, und mögen sie noch so eng sein, heißt es, entzweiten sich explosivartig, sobald ein jüngerliches Wesen im Spiel oder in Sicht sei. Lassen wir diese Ansicht als wahr und richtig gelten.

Hier sei von zwei Freunden die Rede, die sich von Jugend auf kannten. Der Beruf führte sie verschiedene Wege, doch was spielen in dieser Hinsicht einige Jahre Trennung im Leben, wenn man sich später wiederfindet. Das traf auch bei meinem Freund und mir zu. Unsere Interessen auf verschiedenen Gebieten waren vielseitig, so auch unser Gesprächsstoff. Erstmals kam ein anderer Ton in unsere Gespräche, als mein Freund zuerst leise und andeutungsweise, dann aber überzeugend, von einer besonders „Schönen“ sprach, die er entdeckt zu haben glaubte. In Sachen Kunst war er von jeher etwas schwärmerisch veranlagt, doch standen bis dahin Kunstgebilde in Frage, nicht Lebewesen. Nun aber berichtet er von einem leibhaftigen Mädchen. Ein ganz ausgesprochener Chique sei ihm sozusagen in die Augen gesprungen, ein Etwas, dem man sehr selten begegne, etwas in der Form Vollendetes, dabei es einen warm ums Herz werde. Die ersten Schilderungen erweckten bei mir den Eindruck einer Vorlesung aus einem Modejournal. Meiner verwunderten Frage gegenüber, wie man lernen könne, immer tiptop vom Kopf bis zu den Füßen nach neuester Mode gekleidet zu sein, mit entsprechend elegantem Gang, abgewogenen Bewegungen und erhobenen Hauptes herum zu stolzieren, zeigte er Verständnis, denn mein Freund war sich bewußt, einem naiven Menschen gegenüber zu stehen. Das

könne man niemals lernen, meinte er, das müsse angeboren sein. Wenn dieses Angeborensein von den Eltern verständnisvoll unterstützt werde, dann könne sich das Kind auch frei nach seinen Ideen entfalten. So sei es mit seiner Muserlesenen. Schon als kleines Kind habe sie sehr viel auf das Äußere, mit andern Worten auf den Eindruck, Gewicht gelegt, indem sie von ihren Schulkameradinnen abstechen wollte, um als vorbildlich zu gelten. Wie es denn in der Schule mit ihr stand, wollte ich erfahren. Auch darüber erhielt ich prompten Bescheid. Schulweisheit und Können spielten da gar keine Rolle. Hauptsache sei, den Lehrer mit dem Benehmen zu faszinieren, das habe immer eine gute Wirkung auf die Noten. Weder mein Freund noch ich hätten in unserer Schulzeit an solche Weisheit geglaubt, nun aber glaubte er nicht mehr an sich, sondern an die Aussagen der Schönsten. Erfolg spielte bei ihr stets die größte Rolle, fuhr er fort, nicht Erfolg im Wissen und Können in der Schule — an den glaube sie nicht — sondern Erfolg im Leben, und der heißt: prinzeßinnenhaften Eindruck erwecken.

In solchen Tönen pflegte mein Freund zu reden, wobei er stets seinen Kopf voll Bewunderung schüttelte, daß es ihm, ausgerechnet ihm geglückt sei, sich einer so viel begehrten und bewunderten Schönen zu nähern, mit ihr zusammen zu sein, sich mit ihr zeigen zu dürfen. Wenn die Natur sich im schönsten Kleide zeige, wagte ich einzuwenden, dann sei die Welt für alle schön; im Dunkel aber Licht zu sehen, dort wo andere nur Finsternis finden, an das Licht zu glauben, das gehöre auch zum Sinn des Lebens. Diese Ansicht teilte mein Freund nun gar nicht: seine Schönste philosophiere nicht; sie habe überhaupt ihren eigenen Begriff vom Leben oder „vom Kampf ums Leben“ — wie viele zu sagen pflegen; kämpfen heiße streiten, doch wozu, für was kämpfen, wenn man ja alles umsonst be-